

Ich setzte mich neben ihn und legte meine Arme um die Rückenlehne der Parkbank.

»Und?«, fragte er vorsichtig. »Wie geht es dir?«

»Gut, gut«, sagte ich.

Pause.

»Ich meine, wegen gestern.«

»Digga, ist mir schon klar, was du meinst. Ich hab dir doch gesagt, mir geht es gut. Ich fühl mich richtig frei und so.«

Gestern. Gestern war der Tag, an dem wir ein Experiment gewagt hatten, das Einfluss auf mein gesamtes weiteres Leben haben sollte. Wir hatten Julians Bruder einen Joint geklaut. Und ihn geraucht. Es war ein unfassbares Gefühl. Es war, als hätte ich mich völlig von mir selbst gelöst, als würde der Teil von mir, der mit den ganzen Sorgen und Problemen belastet war, einfach davonschweben.

»Hat dein Bruder was bemerkt?«, fragte ich.

»Ja«, sagte Julian. Sein großer Bruder war ein richtiger Head, er hörte Hip-Hop, machte Graffiti und kiffte von morgens bis abends. »Er hat nur gesagt, beim nächsten Mal sollten wir ihn einfach fragen.«

Dann zog Julian einen neuen Joint hervor. Ich hatte keinen Schimmer, ob er die Wahrheit sagte oder ob das Ding auch wieder geklaut war. Aber es war mir ohnehin egal. Ich grinste, zog ein Feuerzeug aus der Tasche und steckte das Ding an. Der süßliche Geruch von Cannabis lag sofort in der Luft. Ich nahm einen tiefen Zug und schloss dabei die Augen. Julian zog derweil einen Edding aus seinem Rucksack und kritzelte einen Tag auf die Parkbank. Dann tauschten wir. Er nahm den Joint, ich den Edding. Auch ich markierte mein Revier.

Ich strich mit der Hand vorsichtig über das alte Holz der Parkbank, über die verblassten Graffiti. Irgendwie freute ich mich, dass sie noch da waren. Dass ich Spuren hinterlassen hatte. Allerdings hatten auch die Auswirkungen der Sucht bei mir Spuren hinterlassen.

Ich setzte mich wieder auf mein Fahrrad und fuhr weiter. Nach ein paar Minuten erreichte ich das Einkaufscenter. »Gloria« stand in großen roten Buchstaben über dem Eingang. Das hier, das war jetzt meine Gegenwart. Mein Leben. Meine Realität.

Ich atmete einmal tief durch, zog meine rote Arbeitsweste aus dem Rucksack und streifte sie mir über.

Ich schaute auf mein Handy. 9:45 Uhr.

*

Der Getränkemarkt war winzig. Er bestand nur aus einer kleinen Verkaufsfläche voller Getränkekisten und einem riesigen Lagerbereich.

»Moin, Marcel«, begrüßte mich meine Chefin, die gerade im Lager stand und die neu angekommene Ware kontrollierte.

Frau Schmidt, Mitte vierzig, war eine resolute Person, die eine ziemlich genaue Vorstellung davon hatte, wie es in ihrem Geschäft laufen sollte. Verspätungen und Widerworte duldet sie nicht. Aber sie war fair, zumindest meistens, darum kam ich gut mit ihr aus. Heute aber war irgendwas anders. Sie wirkte fahrig. Als wäre sie nicht ganz bei der Sache. Als wäre irgendetwas nicht in Ordnung.

»Ist alles okay?«, fragte ich.

»Ich erklär es dir später«, sagte sie und nickte Richtung Kasse, wo gerade zwei Polizisten den Laden betreten hatten. »Wir haben Besuch.«

Die Polizei? Ich fragte mich, was hier los war, doch bevor ich die Frage aussprechen konnte, ließ mich Frau Schmidt schon stehen und ging den Beamten entgegen. Die drei fingen an, etwas zu besprechen.

Merkwürdig. Aber ich wollte nicht neugierig wirken. Wollte mich nicht in Dinge einmischen, die mich nichts angingen. Also fing ich an, das zu machen, wofür ich bezahlt wurde. Hier im Getränkemarkt war ich der Lagerjunge. Es war Freitagvormittag, also hatte ich zu überprüfen, ob die Lieferungen vollständig angekommen waren. Anschließend musste ich die Getränkeboxen im Laden wieder auffüllen.

Ich glich also die Lieferung mit den Bestelllisten ab, überprüfte, ob wirklich alles angekommen war, bis Frau Schmidt sich nach einer guten Viertelstunde von den Polizisten verabschiedete und mit hochgezogenen Augenbrauen auf mich zukam.

»Gab es Stress?«, fragte ich.

»Gestern Abend wurde hier eingebrochen.«

»Was?«

»Ja, Ulli wollte den Laden gerade abschließen, da kamen zwei Jugendliche, bewaffnet. Sie hielten ihm eine Pistole direkt vors Gesicht.«

»Ist er denn in Ordnung?« Ulli war ein guter Typ. Ein älterer Herr mit einem Bauch, den er stolz vor sich hertrug. Die Sanftmut in Person. Ulli konnte keiner Fliege was zuleide tun. Dass es ausgerechnet ihn getroffen hatte, war eine Schande.

»Ihm ist nichts passiert, aber er ist ein wenig durch den Wind. Er wird sich wahrscheinlich ein paar Tage freinehmen. Es wäre gut, wenn du bis zum Ende der Woche die Kasse übernehmen könntest.«

»Na klar«, sagte ich. Ich hasste es zwar, an der Kasse zu sitzen, aber das war jetzt eine Ausnahmesituation. Ehrensache, dass ich für Ulli einspringen würde.

»Hat man die Typen wenigstens gefasst?«, fragte ich.

Frau Schmidt schüttelte den Kopf. »Noch nicht. Nur so viel ist klar, es waren zwei Jungs, die ziemlich genau wussten, was sie taten.«

Zwei Jungs. Die wussten, was sie taten. Ich atmete schwer aus und lehnte mich gegen die Wand.

Ich schreckte hoch, als Rene das Zimmer betrat.

»Was ist los, bist du schon wieder am Pennen?«, fragte er mich und schmiss mir eine Dose Eistee entgegen, die ich gerade noch abfangen konnte, bevor sie mitten in meinem Gesicht landete.

»Digga, Rene, ich habe meine Augen ausgeruht, was soll das?«

Er schüttelte nur den Kopf. »Grünes Licht für das Müller-Haus.«

»Ohaaa!«

Das Müller-Haus. Eine alte Villa, ganz am Stadtrand gelegen. Ziemlich einsam. Schlechte Verkehrsanbindung. Und ideale Bedingungen für Typen wie uns. Ich war siebzehn Jahre alt, schwer kokainabhängig und immer auf der Suche nach einer Gelegenheit, schnelles Geld zu machen. Mit meinem Kumpel Rene hatte ich eine Sache für mich entdeckt, die ziemlich effizient war. In Häuser einsteigen. Wir hatten mittlerweile eine unglaubliche Routine entwickelt. Etwa mit dem Zeitungstrick. Wir legten eine Zeitung vor einem Haus aus, und wenn sie nach drei Tagen nicht weggenommen worden war, konnte man damit rechnen, dass der Hausbesitzer gerade im Urlaub war. So wie jetzt Herr Müller. Irgend so ein Professor, der sich in Buxtehude zur Ruhe gesetzt hatte.

»Komm schon«, sagte Rene. »Hör auf zu träumen. Lass direkt los.« Er schmiss mir eine Sturmmaske hin. Ich spürte, wie das Adrenalin durch meinen Körper rauschte.

»Marcel?«, riss mich Frau Schmidt aus meinen Gedanken. »Ist alles in Ordnung?«

»Ja, klar«, sagte ich. Es war wirklich noch gar nicht so lange her, da war ich der Typ, der in Geschäfte und Häuser einstieg, um ein bisschen Kohle zu machen. Allerdings bin ich immer nur in leere Geschäfte und Häuser eingestiegen. Ich habe nie jemanden bedroht, nicht einmal jemanden gesehen. Aber das machte es auch nicht besser. Gott, was war ich für ein Arschloch gewesen!

»Ich bin gleich wieder da, Frau Schmidt.«

Ich verabschiedete mich kurz und ging in die Waschräume, wo ich mir kaltes Wasser ins Gesicht schüttete. Irgendwie war ich heute nicht so ganz bei mir. Ich betrachtete mich im Spiegel. Es fühlte sich an, als hätte dieser Marcel Eris, dessen Spiegelung ich da vor mir sah, nichts mehr mit dem Marcel Eris zu tun, der ich noch vor ein paar Jahren gewesen war. Jener Marcel Eris, der von seiner Sucht gezeichnet war, der dem Tod näher war als dem Leben und seinen inneren Dämonen nachgegeben hatte. Der am Abgrund stand. Und dennoch weiterirrte. Aber jetzt war mein Leben geordnet. Strukturiert. Kaum zu glauben, dass das alles mal meine Vergangenheit gewesen sein sollte. Kaum zu glauben, in welchen Abgrund mich die Drogen hinuntergerissen hatten.

Ich ging zurück ins Lager, griff nach dem Klemmbrett, checkte noch ein letztes Mal die Liste mit den Getränken, überprüfte, ob die Bestellung wirklich vollständig war, und dann fing ich endlich an, unsere Vorräte aufzufüllen. Ich bestieg den kleinen

elektrischen Hubwagen und hebelte eine Palette mit Cola-Kästen hoch. Ich legte meinen Kopf schräg und zählte noch einmal nach, acht, neun, exakt zehn Kästen. Dann gab ich ein wenig Gas und fuhr die aufgegabelten Kästen aus dem Lager direkt in den Markt. Das Lager war zwar groß und geräumig, die Verkaufsfläche aber so eng, dass der kleine Hubwagen hier nicht durch die einzelnen Reihen passte. Darum musste ich die Kästen an der Ladenschwelle abstellen und sie einzeln rübertragen. Ziemlich anstrengend, aber der Job machte mir Spaß. Es war ehrliche, es war körperliche Arbeit, und man konnte sich richtig auspowern. Wenn man abends nach Hause ging, war man stolz auf sich.

Ich nahm Schwung und hievte den letzten Kasten auf den Stapel, dann wischte ich mir den Schweiß von der Stirn und bereitete im Lager die nächste Fuhre vor. Dieses Mal die Bierkästen.

»Marcel, den Rest räumen wir am Montag ein, übernimmst du bitte die Kasse?«, bat mich Frau Schmidt. »Ich muss jetzt los, ich hab noch ein paar Termine.«

»Alles klar«, sagte ich.

Die Kasse. Ich hasste die Kasse. Ich hatte zwar kein Problem, mit den Kunden zu sprechen und mit ihnen umzugehen, im Gegenteil, ich mochte das sogar ganz gerne, aber meistens war man an die Kasse gebunden, saß dort den ganzen Tag rum, wartete nur, bis jemand kam, was eher selten der Fall war, und hatte nichts anderes zu tun. Mir machte die Arbeit im Lager sehr viel mehr Spaß. Da wusste man wenigstens, was man geleistet hatte.

Es kam genauso, wie ich es befürchtet hatte. Es war ein zäher Freitagvormittag. Nur vereinzelt schaute mal jemand vorbei, um ein wenig Pfand abzugeben. Als ich sah, dass nichts los war, dass kein einziger Kunde im Laden war, beschloss ich, selbst ein wenig Action zu machen. Ich dachte kurz nach, ob ich das wirklich durchziehen sollte, aber na ja, was war schon groß dabei, ich verdiente ja wirklich nicht viel Geld in dem Job, und dafür, dass ich so sozial war, bei der Kasse einzuspringen, konnte ich mir jetzt auch mal was gönnen. Ich ging zu der Palette mit den Cola-Kisten, nahm mir vier Flaschen raus und verstaute sie in meinem Rucksack. Ich riss mich wirklich zusammen, meine Vergangenheit hinter mir zu lassen, aber hin und wieder ein paar Getränke mitgehen zu lassen, konnte ich mir halt nicht verkneifen. Und ein paar Flaschen Cola zu Hause zu haben, das war der größtmögliche Luxus für mich. Es sind manchmal die kleinen Dinge, die eine große Bedeutung für einen Menschen haben können, und abends an den Kühlschrank zu gehen und eine eiskalte Cola-Flasche herauszuziehen, das war einfach geil. Ich konnte auch nicht drauf hoffen, dass Oma und Opa mir welche mitbrachten. Oma konnte Cola nicht ausstehen. Das macht die Knochen kaputt, sagte sie immer. Und wenn Opa mal eine Cola gekauft hat, dann immer bloß die Billigversion vom Discounter, die schon nach zwei Schlucken wie Pisse schmeckte. Nein, an das Original kam wirklich nichts heran.

Während ich die Flaschen in meinem Rucksack verstaute, kam ich auf die Idee, noch zwei Chipstüten einzustecken. Die könnte ich heute Abend auch noch ganz gut brauchen.

Okay, dachte ich, ein klein wenig von dem alten Marcel Eris steckt noch immer in mir. So ganz konnte ich es einfach nicht lassen. Ich brauchte diesen kleinen Adrenalinkick einfach. Dann ging ich wieder zurück hinter die Kasse und saß meine Zeit ab.

Um 15:00 Uhr kam endlich der Kollege, der mich ablöste.

»Und, alles gut, Meister?«

»Nicht viel los heute«, sagte ich und übergab ihm die Kasse. Dann packte ich meine Sachen, verabschiedete mich und machte mich auf den Weg in meinen Feierabend.

Als ich den Getränkemarkt gerade verlassen wollte, stand Davide vor dem Laden.

»Hey, Lagerboy!«, begrüßte er mich.

Ich war überrascht, ihn zu sehen. »Was machst du denn hier?« Ich gab ihm freundschaftlich einen angedeuteten Faustschlag in den Bauch.

»Ich wollte mal sehen, was du so treibst, Marcel. Haste ein bisschen Zeit?«

»Für dich doch immer.«

Davide und ich gingen zum Schulhof meiner alten Grundschule und quatschten einfach miteinander.

Als ich das große Eingangstor sah, kamen die ganzen Erinnerungen wieder hoch.

Der Schlüssel. Ich hätte nie gedacht, dass dieser Schlüssel mir eines Tages mal das Leben retten würde. Es war eine kalte, stürmische Nacht und mit zittrigen Händen zog ich den dicken Bund aus meiner Hosentasche. Ich schaute mich noch einmal um. War da auch wirklich niemand? Nein, die Luft war rein. Ich steckte den Schlüssel ins Schloss und drehte ihn um. Er passte noch. Erleichtert atmete ich durch. Völlig durchnässt vom kalten Regen ging ich in die kleine Lobby meiner alten Grundschule. Ich hatte den Schlüssel damals einem Typen abgekauft, ohne zu wissen, was ich damit eigentlich anstellen sollte. Aber den Generalschlüssel seiner alten Schule zu besitzen, konnte nie verkehrt sein, dachte ich. Und ich sollte mich nicht täuschen. In der Hochphase meiner Drogensucht verwendete ich ihn zum ersten Mal, um in der Sporthalle zu klauen. Jetzt verwendete ich ihn, um irgendwie zu überleben.

Ich streifte durch die langen Flure bis ich den Sanitätsraum fand. Ich schloss ihn auf, schmiss meinen Rucksack in eine Ecke des Raumes und legte mich auf die Liege, die eigentlich für die Kranken vorgesehen war. Ich stellte meinen Wecker auf 5:00 Uhr morgens. Ich musste verschwinden, bevor der Hausmeister mich hier entdeckte.

Seit meine Großeltern mich vor die Tür gesetzt hatten, wusste ich nicht, wo ich sonst übernachten sollte. Ein paar Nächte war ich bei Freunden untergekommen. Aber denen ging meine Drogensucht auch auf die Nerven. Jetzt hatte ich niemanden.